

Architekturregion. Vom Stararchitekten Peter Zumthor bis zum heimischen Zimmermann: Im Bregenzerwald hat die Holzbaukunst einen hohen Stellenwert. **Seite 20**

Was fürs Auge. Während Balis Zentren immer überfüllter sind, entdecken die Touristen den Osten. Hier schlummern die wahren Highlights. **Seite 21**

Die Löwin mit der intakten Sprungkraft

Ein Basler Konzert wirft die Frage auf: Was ist anders, wenn Martha Argerich Klavier spielt?

Von Sigfried Schibli

Basel. Unter den grossen Pianistinnen und Pianisten dieser Welt gibt es mindestens drei Kategorien. Die einen werden von der Fachwelt hoch geschätzt, sind aber dem breiten Publikum wenig bekannt. Die andern sind als Megastars auf allen populären Kanälen präsent, werden aber von Pianistenkollegen wenig ernst genommen. Und wieder andere sind beim Konzertvolk populär und geniessen zugleich die Hochachtung auch der Fachwelt.

Die aus Argentinien stammende, schon lange am Genfersee lebende und in aller Welt bekannte Pianistin Martha Argerich (73) gehört fraglos zur dritten Gruppe. Wahrscheinlich gibt es keine Musikerin der sogenannten Klassikszene, die so allgemein anerkannt ist wie sie, von aktiven Klavierspielern ebenso bewundert wie von passiven Musikfreunden verehrt. Eine Respektsperson in jeder Hinsicht. Seit sie als Sechzehnjährige spektakulär zwei Klavierwettbewerbe gewonnen hat, ist die Argerich eine unbedingte Autorität in der internationalen Pianistenwelt. Und über alle Krisen ihres Pianisten- und Privatlebens hinweg hat sie sich auf dem Gipfel gehalten. Zwei abendfüllende Filme und ungezählte Einspielungen dokumentieren ihr noch nicht abgeschlossenes Lebenswerk.

Ausverkaufter Musiksaal

Zwar sind Plattenaufnahmen mit Martha Argerich seltener geworden, generös lässt sie ihren Schülern und Jüngern den Vortritt. Aber ihre Tätigkeit als Chefin von Musikfestivals (unter anderem in Lugano) ist ungebrochen. Klavierabende gibt sie seit Längerem keine mehr. Eher hört man sie im Klavierduo etwa mit Nelson Freire, Mikhail Pletnev, Alexandre Rabinovich oder Gabriela Montero. Und ab und zu gibt sich Martha Argerich die Ehre und kehrt als Solistin mit einem ihrer Klavierkonzerte-Favoriten aufs Podium zurück: mit Mozart oder Schumann, Prokofjew oder Schostakowitsch. Sie macht sich rar, und sie ist es auch.

Am Freitag gastierte die grosse Martha Argerich in der World-Orchester-Reihe der Allgemeinen Musikgesellschaft Basel. Natürlich, möchte man sagen, war das Konzert restlos ausverkauft. Auf dem Programm stand das Klavierkonzert in a-Moll von Robert Schumann, das die Argerich unzählige Male live gespielt und mehrmals auf Platte aufgenommen hat. Diesmal war sie die Partnerin des Royal Philharmonic Orchestra London unter seinem



Bewundert und verehrt. Martha Argerich wusste ihr Publikum in Basel einmal mehr zu begeistern. Foto Adriano Heltmann

Chefdirigenten Charles Dutoit, mit dem Martha Argerich in früheren Jahren einmal verheiratet war und mit dem sie dieses Werk 1997 auf Platte eingespielt hat (damals mit dem Orchestre Symphonique de Montréal, das Dutoit viele Jahre lang als Chef geleitet hat).

Bereits der erste Satz des Schumann-Konzerts forderte die Solistin zu höchster Aktivität heraus. Die punktierte akkordische Einleitung nahm sie sehr gespannt, alles Lyrische hinwegschehend. Das Espressivo-Thema spielte sie im Zeitmass eher frei, jedenfalls sehr emotional, aber keineswegs allzu verinnerlicht. Ihr geht es um das schonungslose Äussern von Emotionen, während Kollegen wie der ebenfalls vorzügliche Krystian Zimerman das Emotionale dieses Satzes zarter, lyrischer aufgefasst haben. Die Spielanweisungen Schumanns nahm sie unbedingt ernst, neigte eher zum Über- als zum Untertreiben. Das heisst, dass ein Ritardando bei ihr nicht ein unmerkliches, sondern ein deutlich erkennbares Verlangsamung ist und dass die vom Komponisten notierten Akzente klar herausstechen dürfen.

Müsste man eine Spielanweisung des Komponisten bezeichnen, die für Martha Argerich typisch ist, so wäre es «animato». Im Einklang mit den exzellenten Klarinetistinnen des Londoner

Orchesters gab sie in dem mit «animato» bezeichneten Abschnitt dieses Satzes spürbar Gas, trieb den Satz energisch voran und brachte das Orchester damit ein wenig ins Schwitzen. Mögen auch da oder dort die Holzbläser des Londoner Klangkörpers nicht ganz synchron zusammengespielt haben: Es war ein einvernehmliches Musizieren mit einem eindeutigen Höhepunkt, der Solokadenz des ersten Satzes. Da zeigte die Argerich, was Intensivierung heisst – ein von Mal zu Mal strafferes Tempo, eine von Mal zu Mal stärkere Dynamik. Die grau und faltig gewordene Löwin hat nichts an sportiver Sprungkraft verloren. Hinreissend.

Ausdrucksvolle Gesten

Im langsamen Satz dieses herrlichen Werks schmiegte sich die Solistin der Kante der Violoncelli an, ohne es nötig zu haben zu dominieren. Wie überhaupt ihre Fähigkeit zum Zuhören bemerkenswert ist: Nachdem sie sich im Finale mit Feuereifer in das jetzt in A-Dur gehaltene Terzenthema gestürzt hatte, liess sie erst die Holzbläser sprechen, griff dann aber ihr Motiv auf und intensivierte es, wie wenn sie sagen wollte: So ist das gemeint! Eine bis fast zuletzt schlackenlose, ungemein

packende Interpretation, welcher als Zugaben zwei Nummern aus den «Fantasiestücken» und den «Kinderszenen» von Robert Schumann folgten.

Das Konzert hatte zweifellos seinen Höhepunkt im Auftritt der staunenswert souveränen Solistin Martha Argerich, aber das war nicht alles. Zuvor hatte das Londoner Orchester Carl Maria von Webers «Euryanthe»-Ouvertüre gespielt – kontrastscharf und technisch absolut souverän. Und danach gab es mit der fünften Sinfonie von Peter Tschaikowsky ein weiteres Lieblingsstück des Konzertpublikums. Dirigent Dutoit setzte nicht auf emotionale Drücker, sondern zog das Tempo straff durch, weil Tschaikowsky die Emotionen ja schon auskomponiert hat.

So kam etwa die Sogwirkung des Finale-Schlusses ohne künstliche Tempotricks zur Geltung. Neben dem disziplinierten Tuttienspiel des königlichen Orchesters bewunderte man exzellente Einzelleistungen der Hörnergruppe und der Celli. Charles Dutoit, in wenigen Tagen 78, zeigte sich einmal mehr als eleganter, stabil auf dem Podium stehender Dirigent, dessen Gestik klar dem Ausdruck der Musik diene. Er musste dem Publikum mit einer Geste mitteilen, dass das Konzert zu Ende sei. Es würde sonst jetzt noch klatschen.

Zwei Tote an einem Tag

Konstanzer «Tatort» uferf aus

Von Stefan Strittmatter

Im herbstlichen Wald leuchten die Rot- und Brauntöne durch den wattigen Nebel, und die Sonne malt goldene Heiligenscheine um die Baumkronen. Dann heult ein Motor auf, und ein Sportwagen kracht eine Böschung hinunter. Der verletzte Fahrer flieht Richtung Seeufer, sein Verfolger zückt die Pistole und drückt ab. Der Mann ist tot, der Schütze ist Polizist.

Der Konstanzer «Tatort», eigenartigerweise «Winternebel» betitelt, wirft Fragen auf: Hat Kommissar Matteo Lüthi (Roland Koch) voreilig geschossen oder war es Eigenjustiz in einem ungeklärten Fall von Kindesentführung? Die ermittelnde Hauptkommissarin Klara Blum (Eva Mattes) kommt gerade mal dazu, ihrem übereifrigen Thurgauer Kollegen das Vertrauen auszusprechen, schon findet sich am anderen Bodensee-Ufer eine zweite Leiche.

Doch die Koproduktion von SWR und SRF packt zu viel in 80 Sendeminuten. Es kommt noch eine vermisste junge Frau dazu, deren zerrüttete Familie die Zusammenarbeit mit der Polizei verweigert. Schnell ist dem Zuschauer klar, dass das alles zusammenhängt. Auch die zwei grenzüberschreitenden Ermittlerteams bemerken bald, dass «zwei Tote an einem Tag» auffällig seien. Dennoch bedarf es eines Zufalls, der die Fährten abglichen werden.

Die Ermittlungen erfolgen aber so ziellos wie das Drehbuch von Jochen Greve; auch am Ende bleibt so mancher Handlungsstrang im Nebel. Die einzige klare Erkenntnis stellt sich beziehungsweise in bierseeliger Runde an einer Currybude ein. Dort bekennt Lüthi vor der Kollegin Blum, dass ihm zwei wichtige Eigenschaften fehlen, die einen guten Polizisten ausmachen: «Geduld und Geduld». Auch dem Betrachter verlangt diese ausufernde Folge des «Tatorts» viel davon ab.

Nachrichten

Die Preise des Zurich Film Festival 2014

Zürich. Der Filmemacher Germán Tejeira aus Uruguay konnte den Hauptpreis des Zurich Film Festival für sein Werk «Una Noche Sin Luna» entgegennehmen. Sein rumänischer Kollege Alexander Nanau bekam das Goldene Auge für den besten internationalen Spielfilm. Ebenfalls ausgezeichnet wurde Nick Brandestini für den Dokumentarfilm «Children of the Arctic». SDA

Hören & Sehen

Davies hält treu zu Glass

Serie. Das Sinfonieorchester Basel spielt unter seinem Chefdirigenten Dennis Russell Davies das sinfonische Werk von Franz Schubert, das von Arthur Honegger sowie jenes von Phil Glass ein. Der Amerikaner mit Jahrgang 1937 hat zwischen 1992 und 1996 vier grosse Sinfonien geschrieben, die vierte trägt den Beinamen «Heroes» und verarbeitet Musik von David Bowie und Brian Eno. Die kompositorische Substanz dieses sechszehnjährigen Werks fokussiert auf wenige Elemente, darunter ein absteigendes punktiertes Motiv, Tonleitern und rhythmische Pulsieren. Doch das Raffinierte an Glass' Musik liegt nicht in ihren Themen, die bisweilen von fast provozierender Einfachheit sind. Speziell an dieser Musik ist ihre Verpackung in orchestral wechselnde Klangfarben. Nachdem Davies die sechs Sätze bereits 1997 mit dem American Composers Orchestra eingespielt hatte, legt er nun mit dem Sinfonieorchester Basel nach: glatter und geschmeidiger, weniger kernig in den Farben als einst, aber unverändert bekenntnisthaft. bli
Glass: Symphony No. 4. SOB, Davies.

Jordans Tschaikowsky

Debüt. Die Wiener Symphoniker gehen unter ihrem Chefdirigenten Philippe Jordan den gleichen Weg, den auch das Sinfonieorchester Basel (und etliche andere Klangkörper) wählte: Sie veröffentlichten ihre Aufnahmen auf dem eigenen Label. Als erste CD unter dem neuen Chef, dem Sohn von Armin Jordan, kam die «Pathétique» von Tschaikowsky heraus. Es ist eine Aufnahme, die vom erstaunlich kammermusikalischen Anfang an packt und fesselt, mit starken Tempokontrasten und guten instrumentalen Leistungen. Immer wieder fallen die schlanke Tongebung und die energischen rhythmischen Schübe auf – keine Selbstverständlichkeit bei diesem Ohrwurm für grosses Orchester, den man so oft nur schwer und träge hört. Als Requiem eben, als das diese Sinfonie in h-Moll gemeinhin gilt, seitdem der Komponist dieses Wort selbst in den Mund genommen hat. Philippe Jordan, mittlerweile Chefdirigent in Paris und in Wien, bringt da seine ganze Erfahrung und seinen guten Geschmack ein. Ein lohnendes Debüt! bli
Tschaikowsky: «Pathétique». WS 006.

Ein introvertierter Rausch

Caribou. Ach, welch ein Flashback. «Odessa» war der zarteste Sommerhit vor vier Jahren, der noch heute frisch in den Ohren blubbert. Dan Snaith heisst der Soundbastler, der unter dem Namen «Caribou» Melancholie und Euphorie, Introversion und exzessiven Rausch, Elektrobeats und Folksongcharme derart harmonisch ineinander gleiten lässt, dass man von natürlicher Synthese ausgehen muss. Vier Jahre nach dem Album «Swim», auf dessen Schaumkrone «Odessa» noch schwebte, legt er mit «Our Love» einen Nachfolger nach, auf dem die Schrauben noch feiner gedreht sind. Butterweich die Bässe, opulent die rhythmisierten Stimmsamples, raue Trockenheit in den Beats und immer wieder beseelte Schlenker in seinem Gesang. Snaith ist ursprünglich ein promovierter Mathematiker, und mit seiner neuen Platte hat er zwar nicht unbedingt die Weltformel, aber immerhin die richtige Gleichung für sein Genre gefunden. Die lustvoll zerdehnte Dramaturgie des (Minimal) House, den Soul des zeitgenössischen R'n'B, die richtig platzier-

ten Melodiebögen des grossen Pop. Eine Herbstplatte, die noch sommerliche Ekstase in sich trägt. asc
Caribou: «Our Love», Universal Music.



Drastisch und dornig

Beklemmend. Auf «Fieber», der zweiten Zusammenarbeit von Anna Frey und Flo Stoffner, steht das Schüttelfrostige im Fokus. Plan des Duos – das als Anna & Stoffner unterwegs ist – war es, Rap für Menschen zu machen, die mit Rap nichts am Hut haben. In ihren Liedern sezieren die beiden Zürcher die grossstädtische Dunkelheit. Sie tun das mit Hingabe. Man lässt Trip Hop, Jazz und Hip Hop zusammenprallen, betont das Filrrende und reimt Düstereiten: «Ich bin leer, ich bin müde und wiss, ich bin ohni Ziil, Sinn und Ergäbnis.» Die Musik, die eine entfernte Verwandtschaft mit Portishead und Lucious Jackson aufweist, klingt distanziert, drastisch und dornig. Die Beats sind trocken, der Gesang aufreibend und melancholisch. Anna und Stoffner rücken auf dem Album ihre erbarmungslose Seite hervor. Für lichte Momente gibt es keinen Raum. Lieber fixieren sich die zwei – mit der Hilfe von Gästen wie Rapper Göldin oder der Folk-Blueserin Nadja Zela – auf Beklemmendes. Das ist unbequem, fasziniert aber. mig.
Anna & Stoffner: «Fieber». Irascible.